

Ulrich Schlünder

Wissenschaftlichkeit: Vorüberlegungen zu einem schwierigen Begriff

In: GfK Texte 1, 1993, S. 3-7

Bei jeder Wissenschaftsanstrengung stellen sich die Grundfragen: Warum forsche ich, worauf will ich hinaus, was ist mein Interesse, was ist mein Hintergrund (Kommune)? Sofern also zum gegenwärtigen Zeitpunkt etwas über Wissenschaftlichkeit von psychotherapeutischen Modellen und Handlungen ausgesagt wird, muss klar sein, dass dies vor dem Hintergrund mehrerer Debatten und Kämpfe geschieht:

A Psychotherapeutengesetzgebung in der BRD, entsprechende Zugangsregelungen in der Schweiz, dabei wird wichtig

A1 die Frage, ob nichtakademische, gar nichtpsychologische TherapeutInnen Zugangsmöglichkeiten haben. Dies wirft sofort die Frage auf, wie relevant bzw. wie gültig die herkömmliche akademische Psychologiewissenschaftlichkeit für die Ausübung von Psychotherapie ist;

A2 die Verknüpfung der Zulassungsregelung mit der Krankenkassenregelung. Implikation: die Wissenschaftlichkeitsdebatte wird von einem ganz und gar unwissenschaftlichen Entscheidungszwang überformt, nämlich durch die administrativen Fragen:

- hat die Störung eines Klienten Krankheitswert, ja oder nein?
- zahlt die Kasse die Behandlungsmethode, ja oder nein?
- gibt es einen Erfolg im Sinne einer Gesundheit, ja oder nein?

ó Die Implikationen dieses aufgezwungenen Entscheidungsdrucks für die Wissenschaftsdebatte werden noch aufzuzeigen sein.

B Im engeren GfK - Zusammenhang ist der Hintergrund des weiteren präformiert durch die Bedingungen der Charta (welche aus oben unter a) genannten Gründen gegründet wurde), die, ihrerseits also unter dem Nachweisdruck wissenschaftlicher Seriosität stehend, bestimmte Ansprüche an die "Wissenschaftlichkeit" der unter ihrem Namen zusammengefassten Methoden und Schulen formuliert hat. Das GfK - Institut ist hier noch einmal besonders angesprochen, da es gerade die Bedingung der Wissenschaftlichkeit noch nicht hinreichend oder klar genug erfüllt.

- Die Implikationen dieser Feldbedingung werden ebenfalls genauer zu untersuchen sein.

Zu A und B

Der Entscheidungsdruck, der aus den gegenwärtigen juristischen und administrativen Diskursbedingungen einfließt, verbindet sich aufs Traurigste mit den Praktiken und Ideologien der herkömmlichen akademischen Psychologie: Es wird eine möglichst positivistische, nomothetische und empirizistische Herangehensweise an den Forschungsgegenstand Psychotherapie (Wirksamkeitsforschung, Indikationsuntersuchungen etc.) nahe gelegt, die mit ihrem notorischen Kontroll- und Vorhersagbarkeitsmotiv eigentlich in der aktuellen wissenschaftlichen Debatte nur noch ein geduldetes Randdasein fristete. Alle neueren Fragestellungen und Erkenntnisse der Physik (Systemtheorien, Chaostheorie), der modernen Chemie (Synergetik), der Biologie (autopoietische Systeme, Selbstorganisation) sowie der Philosophie, der Linguistik und der Literaturwissenschaften (Strukturalismus, Dekonstruktivismus, sozialer Konstruktivismus etc.) können von ihr nicht aufgenommen werden, was den überfälligen Paradigmenwechsel jedoch lediglich verzögert.

Die beinahe scheinote alte Tante "empirische Psychotherapieforschung" erfährt also eine fast schon nicht mehr für möglich gehaltene Wiederbelebung durch politische und fiskalische Gegebenheiten. Sogar die arme Verhaltenstherapie sieht sich unvermittelt (und in schlechter Gesellschaft!) plötzlich als wissenschaftlich legitimiert, was weniger ihren neueren Ansätzen und Techniken zuzurechnen ist als ihrer Nähe zu scheinbar objektiven ehernen Lerngesetzen, derer sie sich längst peinlich entledigen möchte.

Die "aufgeklärteren" und weniger vom Empirizismus der letzten Jahrzehnte infizierten Therapiemethoden (Psychoanalyse, Tiefenpsychologie, sog. humanistische Methoden) sehen nun ihr Heil darin, auf der Gültigkeit sog. "subjektiver" Daten und Methoden zu bestehen, pochen auf die Untrennbarkeit von Forschungsgegenstand und Forscher, suchen hermeneutische und phänomenologische Ansätze zu mobilisieren.

Dies steckt den Rahmen ab, in dem das GFK - Institut "seine" Wissenschaftlichkeit zu belegen bzw. zu begründen hat. Methodisch läuft das auf Falldarstellungen und lineare Wirksamkeitsprüfungen hinaus, in denen die Schlüssigkeit des theoretischen Konzeptes und handlungsleitender Modelle durch erfolgreiche Anwendung nachgewiesen wird. Politisch-praktisch läuft das auf eine durchaus wünschenswerte Öffnung des Instituts hinaus. Man sollte, am besten durch zitable Veröffentlichungen, am Wissenschaftsbetrieb der "scientific community" teilnehmen.

Am Beispiel einer konsequenteren Anwendung neuerer strukturwissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnisse kann leider gezeigt werden, dass wir uns unter diesen Voraussetzungen eigentlich immer noch als dümmer verkaufen müssen, als wir es eigentlich sind. Auch nach innen, bezogen auf die Weiterentwicklung unseres Therapieverständnisses und unserer Theoriediskussion, scheinen diese Vorgaben eher hinderliche Beschränkungen aufzuerlegen.

Am Beispiel des im GFK seit längerem diskutierten Konzepts von psychischen Organisationen (z.B. des Selbst) als autopoietische und selbstorganisierende Systeme sowie des Begriffs des Konstruktivismus soll nun auf der einen Seite verdeutlicht werden, welche Grenzen die nach den o.g. Vorgaben strukturierte Wissenschaftlichkeitsdebatte für neuere Modellvorstellungen zieht, sowie auf der anderen Seite versucht werden, trotz dieser Beengungen einige Untersuchungsprojekte zu skizzieren, die sowohl den Vorstellungen der Charta als auch den Potenzen und Möglichkeiten unseres Instituts entsprechen.

Der Begriff des autopoietischen Systems stammt von den Biologen Maturana und Varela, die damit die Grundorganisation jeglichen lebenden Systems beschreiben: von der einfachen Zelle bis hinauf zu komplexen lebenden Formen kann gezeigt werden, dass diese durch Energie- und Materieaustausch mit einem passenden Milieu ständig sowohl sich selbst, die eigene Struktur, als auch die sie tragende Umgebung aktiv erschaffen. Die Bindung an das notwendige passende Milieu wird als strukturelle Koppelung bezeichnet. In diesem Prozess bringen sie nicht nur ihre materielle Organisation hervor und nehmen formenden Einfluss auf die Umgebung, sondern schaffen ebenso eine jeweils eigene Phänomenologie (s.u.). Die Gesamtheit dieser Prozesse kann man als Selbstorganisation bezeichnen.

Für psychische Strukturen kann mit gewisser Schlüssigkeit zumindest in Analogie behauptet werden, dass sie wie autopoietische Systeme sich selbst erschaffen, sich zu erhalten und zu entfalten suchen. Dass dabei die körperliche Organisation eine existentielle und nicht abzukoppelnde Seite darstellt, kann nicht klar genug formuliert werden: es gibt keine psychische ohne körperliche Organisation menschlichen Daseins (warum sollte es auch?) und jede (Prozess-)Beschreibung, die hinter diese Grundannahme zurückfällt, kann der Verkürzung überführt werden.

Am Beispiel des SELBST (der Selbststrukturen) kann leicht verdeutlicht werden, dass der Prozess der Selbstorganisation natürlich ein spezifisch menschliches, tragendes und antwortendes Umfeld voraussetzt. Diesem ist jedoch nicht einmal ein Neugeborenes hilflos und passiv ausgeliefert, wie die gegenwärtige Entwicklungspsychologie zeigt. Vielmehr greift es durch zum Teil ererbtes, zum Teil sehr früh gelerntes Verhalten in das tragende Umfeld ein, verändert es in Richtung der eigenen Bedürfnisse und gestaltet auf diese Weise vom ersten Tag an aktiv das Feld, dessen Struktur und Qualität doch eigentlich erst die Voraussetzungen für die Herausformung des entstehenden Selbst zu schaffen scheinen. In der Tat finden wir bei der Entstehung des Selbst ein Beispiel von autopoietischen und selbstregulierenden Prozessen vor, das jede lineare Logik (A bewirkt B) notwendigerweise sehr kurz greifen lässt.

Konsequenzen aus der strukturellen Koppelung

Mit einem der Selbstbildung ähnlichen Fall struktureller Koppelung von selbstorganisierten Systemen haben wir es nun bei jeder psychotherapeutischen Begegnung zu tun. Diese Behauptung hat für die

wissenschaftliche Untersuchung dieses Vorgangs sowie für die praktische Tätigkeit der TherapeutInnen einige Konsequenzen:

1. Jede Psychotherapie entsteht erst in der Begegnung von Therapeut und Klient. Weder großes Wissen und Kunstfertigkeit auf Seiten des Therapeuten noch starke Vorgaben des Klienten (Charakterstruktur, Pathologie etc.) können diesen Entstehungsprozess linear vorbestimmen.
2. Die Selbstorganisation (im Sinne von Organisation des Selbst) des Klienten wird diesen Entstehungsprozess in Richtung auf Überlebensfähigkeit und Vertrautheit für die eigene Struktur zu gestalten suchen. Für die Beschreibung dieses Vorgangs sind lineare oder mechanistische Konzepte (Übertragung etc.) irreführend.
3. Der Therapeut unterscheidet sich im gemeinsamen Entstehungsprozess der Psychotherapie nur in dem Ausmaß sicher vom Klienten, in dem er größere Erfahrung und größere Handlungsspielräume bei den im Therapieverlauf entstehenden Phänomenen hat. Das Rückschlagen dieser Erfahrungen und der daraus entstehenden Prozessbewertung in den Therapieablauf ist das eigentliche Agens einer Begegnung zum Zweck einer Veränderung, d.i. Therapie.
4. Wenn jede Therapie erst in ihrem Verlauf entsteht - wie der Weg beim Gehen - dann sind sichere Voraussagen über Verlauf und Ergebnis wenig möglich, ist der instrumentelle Einsatz von Techniken und Tricks nicht sicher planbar. Die einzige Orientierung des Therapeuten, ob er sich auf einem wünschenswerten Weg mit seiner Arbeit befindet (eine höchst fragwürdige Formulierung, s.u.), kann nur in seiner eigenen Fähigkeit zur Selbst- und Prozeßsreflektion und in einer möglichst großen Bandbreite von Einfühlungs-, Versteh- und Handlungsmöglichkeiten liegen. Wie zu erwarten, schlaucht diese Überlegung zurück auf die Forderung, der Therapeut möge ein genügendes Maß an Selbsterfahrung und Eigentherapie aufweisen.

Zusammengefasst läuft das für meine Begriffe auf eine Bestätigung der theoretischen und praktischen Vorgaben der personzentrierten Psychotherapie hinaus, zumal dann, wenn zur Person auch die Leiblichkeit gehören darf. Es ist mehr als voraussetzendes Basisverhalten, wie von anderer Seite gern behauptet (aber nicht eingelöst) wird, wenn der Therapeut sich mit all seinen Verstehensmöglichkeiten einführend auf die Welt des Klienten einlässt, dabei seine eigene persönliche Welt- und Prozesserfahrung zur Verfügung stellt, um mit dem Klienten gemeinsam ein Feld zu schaffen, in dem Veränderung und Sicherung möglich ist.

Wenn jetzt eine Orientierung (Wirklichkeitsprüfung) des Therapeuten über die gegenwärtige Situation hinaus wünschenswert ist, so entsteht die Frage, an welche theoretischen Vorstellungen er sich dabei hält. Diese scheinbare Banalität offenbart ihren brisanten Charakter, wenn aus dem oben beschriebenen Entstehungsprozess der Psychotherapie abgeleitet werden kann, dass jede Orientierungsbewegung des Therapeuten als Teil seiner Selbstorganisation (im doppelten Sinn) gestaltungswirksam in den Prozess der Therapie einfließt (es sei hier einmal mehr an die Freudschen und an die Jungschen Träume erinnert, die die jeweiligen Klienten produzieren). Wenn jedoch eine scheinbare Überprüfungs- und Absicherungsbemühung des Therapeuten zum Agens in der Therapie selbst wird, also in dem, das ja gerade kontrolliert werden sollte, dann wirft das ganz dringlich die Frage auf, ob nicht von vornherein nur auf solche Theorien zurückgegriffen werden sollte, deren Einbezug einen "produktiven" Einfluss auf den Prozess nehmen kann. Aber wie (be-)misst man das dann, oder: Was bleibt eigentlich noch fest (man gebe mir einen Hebelpunkt...) in all diesen sich selbst organisierenden und offenbar regelrecht gefräßigen Kreisläufen?

Um eine Annäherung an diese Fragen zu unternehmen, muss ich nun auf eine Formulierung zurückgreifen, die weiter oben ziemlich unerklärt gebraucht wurde: jedes autopoietische System schafft sich auch seine eigene Phänomenologie, d.h. die Erscheinungsformen und Gesetzmäßigkeiten, die seiner Aufrechterhaltung und Entfaltung zuträglich sind. Es ist schnell einsehbar, dass sich ein biologisches System wie eine Zelle qualitativ andere Phänomene erschafft als ein System höherer Ordnung wie das menschliche, das unzählige körperliche und geistige Subsysteme umfasst.

Die wesentlichen Prozessphänomene (Strukturphänomene müssten anders beschrieben werden, ebenso die Phänomene der körperlichen Selbstorganisation) der seelischen Selbstorganisation scheinen nun die spezifisch menschlichen Wahrnehmungs- und Bewertungsvorgänge zu sein, dazu die Fähigkeit der Symbolisierung. Es sei daran erinnert, daß die Herausbildung eines relativ stabilen

Wahrnehmungsapparates und einer genügend ausgeprägten Symbolisierungsfähigkeit in der Tat überlebensentscheidende Voraussetzungen für die menschliche Daseinsform sind.

Wenn man den aktuellen Stand der Erforschung der Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse sowie der Symbolisierungsentwicklung gegenwärtigt, wird deutlich, dass wir es hier ebenfalls mit einem andauernden Prozess zu tun haben, in dem nun keinesfalls "die Welt dort draußen, so wie sie wirklich ist" bzw. "meine Erinnerung, so wie ich sie in einer Schublade abgelegt habe" aufgefunden wird. Vielmehr wird in einem höchst aktiven und kreativen Schaffensvorgang Wirklichkeit und Erfahrung konstruiert. Dies gilt für jeden Augen-Blick (nur wenige Prozent des Gesichtsfeldes werden offenbar tatsächlich wahrgenommen, alles andere wird - ähnlich einer Kulisse - dazukonstruiert: für das Gehirn der ökonomischste Weg!) wie für übergreifende Erfahrungsprozesse und für Erinnerungen. Dies gilt ebenso für den Prozess der Symbolisierung, wie wir aus dem Focusing wissen. So schaffen wir uns tatsächlich unsere Welt und ihre Bedeutungen selber, auch wenn diese Erkenntnis beinahe schmerzhaft damit zu kollidieren scheint, dass ich meiner Wahrnehmung doch so sicher bin.

Genau wie die Herausbildung eines stabilen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsapparates braucht die wachsende Symbolisierungsfähigkeit (dazu gehört wesentlich auch der Gebrauch von Sprache) für eine gelingende Entwicklung ein spezifisch und wortwörtlich menschliches Feld. So verwundert es nicht, wenn ein Großteil dessen, was wir als "psychische Störungen" bezeichnen, Umfeld- und Entwicklungsdefizite aufweist, die die Wirklichkeitskonstruktion und die Symbolisierungsfähigkeit deutlich beeinträchtigen. Jede Form von Psychotherapie scheint sich folgerichtig darum zu bemühen, ein Lern- und Erfahrungsfeld zur Verfügung zu stellen, die eine Veränderung der defizitären Wahrnehmungs- und Symbolisierungsfähigkeiten möglich macht. Das spezifisch menschliche an diesem Feld sollte darin bestehen, die bekannten emotionalen und geistigen Bedingungen für eben menschliches Wachstum zu schaffen: unbedingte Annahme, Wertschätzung und Echtheit.

So haben wir einen Rahmen abgesteckt, in dem sich psychotherapeutische Praxis vollziehen sollte: Wir wissen um die strukturellen Bedingungen für menschliches Wachstum, und wir wissen um die reflexive Wirkung von theoretischen Erwägungen. Die wissenschaftliche Begründung und Absicherung der Wachstumsbedingungen sind in der Entwicklungspsychologie und in der klientenzentrierten Psychotherapieforschung hinreichend geleistet worden. Für die Beschreibung und Überprüfung von differentiellen Theoriemodellen könnten die folgenden Überlegungen wichtig werden: Sofern wir uns in unseren theoretischen Erwägungen auf die oben genannte Modellvorstellungen von autopoietischen und sich selbstregulierenden Strukturen beziehen, darüber hinaus um die daraus abzuleitende - und wahrnehmungsphysiologisch gesicherte - Konstruktion (Konstruierbarkeit) menschlicher Wahrnehmung und Symbolisierung wissen, dann liegt es nahe, im Sinne der Kongruenz ein wissenschaftstheoretisches Modell zu wählen, das offen sowohl für Selbst-Referentialität von Begriffen und Theorien als auch für die Tatsache der Konstruktion von Erfahrung ist. Ein solches Modell findet sich im so genannten "sozialen Konstruktivismus".

Die Grundüberlegungen des sozialen Konstruktivismus sind schnell zusammengefaßt:

Realität, Wirklichkeit wird durch Wahrnehmung konstruiert. Somit wird auch ein Forschungsgegenstand erst durch die Forschung (Begriffs- und Hypothesenbildung, Untersuchungsdesign) geschaffen. (Um es deutlich zu machen: vor nicht allzu langer Zeit erschaffte eine rassistische Forschung z.B. bei Schädelmessungen rassistische Unterschiede!)

Jede Erkenntnisaussage über die Welt ist untrennbar mit der Person, die diese Aussage macht, verbunden. ("Alles Gesagte ist von jemandem gesagt!")

Grenzen für diese Art Wirklichkeitserzeugung sind genauso wenig "objektiv" vorgegeben wie der Forschungsgegenstand, sondern werden (meist sozial) definiert bzw. konstruiert.

Forschung kann keine "dort draußen" vorgegebene Wirklichkeit objektiv abbilden, auf den Begriff oder in eine Theorie bringen, sondern lediglich zu einer mit-teilbaren Wirklichkeitsprüfung führen, deren Qualität nur durch diskutierbare Maßstäbe (s.u.) bestimmt werden kann, nicht in einer größtmöglichen Übereinstimmung von Objekt und Theorie liegt.

Da es mir (sic!) nicht um die Erzeugung bzw. Überprüfung irgend einer Wirklichkeit, sondern speziell von menschlicher Veränderung in dem Unterfangen Psychotherapie geht, sind mir folgende (soziale)

Grundsätze und Maßstäbe zum oben skizzierten Konstruktivismus bzw. zur Wirklichkeitsprüfung wichtig:

Grundsätze

1. Eine verantwortliche Technikforschung anerkennt heute die Wichtigkeit der sog. Technikfolgenabschätzung. In diesem Sinne möchte ich eine Verantwortlichkeit jedes "Theoretikers" im Sinne einer Theoriefolgenabschätzung einfordern. Sozialer Konstruktivismus sollte also verantwortlich sein.
2. Daraus abzuleiten wäre eine freiwillige Selbstbeschränkung auf kommunale und überschaubare Theorie- und Begriffsbildung. Um Ernst zu zitieren: eine Theorie sollte stets ein wenig dümmer sein als ihre Anwender... . Zu umfangreiche Theoriebildung und -vermittlung lähmt, macht klein, überfordert, - schafft also nicht die o.g. spezifischen Wachstumsbedingungen.
3. Begriffe und Theorien sollten bei ihrer Formulierung vor dem Hintergrund ihrer Entstehung und persönlicher sowie sozialer Gebundenheit dargestellt werden. (Alles Gesagte...)
4. Theorien und Modelle sollten handlungs- und veränderungsanleitend formuliert werden. Eine noch so plausibel formulierte Wirklichkeitskonstruktion ist für psychotherapeutische Zwecke unbrauchbar, wenn sie statisch oder gar einschränkend konzipiert ist.
5. Psychotherapeutische Modelle und ihre Überprüfung sollten auch für Klienten zugänglich und prinzipiell in einer Art verstehbar sein, die ebenfalls veränderungs- bzw. wachstumsfreundlich wirkt.
6. Theoriebildung und Wirklichkeitsprüfung sollten empirisch und kommunizierbar ("sagbar") sein sowie grundsätzlich zu lehr- und lernbaren Modellen führen.

Aus diesen wissenschaftstheoretischen Grundüberlegungen lassen sich nun m.E. einige Forschungsvorhaben skizzieren. Zunächst sollten jedoch im Sinne von Punkt 3. einige Grundbedingungen des GFK - Instituts beschrieben werden. Zunächst ist es ein relativ junges Institut, das einen noch un abgeschlossenen Diskurs über Theorien und Modelle führt. Dieser Diskurs ist dadurch, daß es sich um ein kleines und durch persönliche Initiative von Ernst und Christiane gegründetes und geleitetes Institut handelt, stark von den Theorieerwägungen dieser beiden Personen abhängig. Die Potenzen des GFK liegen in der großen Anzahl von engagierten AusbilderInnen und SchülerInnen, deren Anregungen in den o.g. Diskurs einfließen. Die große Anzahl von praktisch tätigen PsychotherapeutInnen und der über sie erreichbaren KlientInnen läßt darüber hinaus einige interessante und sehr verschiedene Wirklichkeitsprüfungen möglich erscheinen. Eine weitere Stärke des Instituts sehe ich in der Tatsache, dass tendenziell auf allen Ebenen der Kontakte (Ausbildertreffen, Supervision, Ausbildung, Therapie) die gleichen Wachstums- und Veränderungsbedingungen geschaffen werden, eine m.W. einmalige Kongruenz, durch die Untersuchungen auf allen Ebenen durchführbar erscheinen.

Forschungsvorhaben

Zum Abschluss möchte ich nun vier Forschungsvorhaben skizzieren, die mir interessant und wünschenswert vorkommen. Das Design kann an dieser Stelle nur skizzenhaft erfolgen, eine Diskussion über die Vorschläge und eine weitere Ausformulierung stelle ich mir als ein kommunales Projekt vor.

I. Die bisherige Geschichte des Instituts als Diskurszentrum und Ausbildungsstätte sollte aufgezeichnet werden (im Sinne einer "oral history"). Interviews von Leitern, Ausbildern und Schülern könnten vielleicht sogar von verschiedenen Untersuchern zusammengetragen und synoptisch angeordnet veröffentlicht werden. Dies nicht im Sinn einer Nabelschau, sondern zur Erhellung des Theoriebildungsprozesses gemäß Punkt 3. (s.o.).

II. Im Sinne des Konstruktivismus sind wahrnehmungsstrukturierende "Alltagstheorien" von Wichtigkeit: so wäre es eine zu erhebende Untersuchung wert, welche Theorien ein Klient zu Beginn

und zum Ende einer Therapie z.B. über seinen Körper und dessen Funktionen, über Gefühle, über Psychotherapie etc. formuliert. Eine Kontrastierung dieser Theorien und ihrer möglichen Veränderung mit den entsprechenden Theorien der TherapeutInnen wäre möglich. Zur systematischen Erhebung stehen Hilfstechniken (Heidelberger Struktur-lege Technik) zur Verfügung, müssen aber nicht verwendet werden. Diese Art Veränderungsforschung kann im Sinne von Punkt 4. und 5. in den Therapieprozess einbezogen werden.

III. Ein weiteres für mich reizvolles Projekt wäre die Überprüfung der GFK - Theorieannahme, dass Sprechtherapie und auch Focusing energetische Arbeit darstellen oder zumindest mit energetischer Arbeit kompatibel sind. Die Konstruierung einer an dieser Stelle genaueren Theorie und deren Überprüfung durch ein entsprechendes Untersuchungsdesign könnte den von uns unterstellten Zusammenhang lebendiger und erfahrbarer werden lassen. Ähnlich reizvoll wäre die Formulierung und Überprüfung von genaueren Vorstellungen darüber, auf welche Weise körpertherapeutische Arbeit veränderungswirksam für die Selbststrukturen ist.

IV. Es könnte einmal anhand von Selbstbildern, Angehörigenäußerungen, Klientenbefragungen etc. verfolgt werden, wie sich die jeweilige Ausbildungsstufe (Grundausbildung, Basis-, Charakterstruktur-, Energie- und Integrationsseminar) auf die AusbildungsteilnehmerInnen "auswirken".

V.ff. Es könnte einmal...

Ich möchte abschließend feststellen, dass weder die herkömmliche Wissenschaftlichkeit mit ihren varianzanalytischen Designs noch die Forderungen der Charta den Überlegungen des sozialen Konstruktivismus gerecht werden, auch wenn letztere ihre Ansprüche an Wissenschaftlichkeit wenigstens einigermaßen offen formuliert hat. Notwendig ist, einem lebendigen, sich stets neu erschaffenden Begegnungs- und Veränderungsprozess gerecht zu werden. Dies kann offenbar geschehen durch das ständige Bemühen um menschliche Wachstumsbedingungen und durch eine eigene humane Praxis in der Ausbildung, der Supervision, der Theorieentwicklung. Und da wären wir wieder bei W. Reich:

"Liebe, Arbeit und Wissen sind die Quellen unseres Lebens. Sie sollten es auch beherrschen."

Eine **kleine Literaturliste** statt des notorischen name-dropping:

Zum sozialen Konstruktivismus:

Schmidt, S.J. (Hrsg.): Kognition und Gesellschaft, F.a.M. 1992 Bochumer Arbeitsgruppe. (Hrsg.): Wirklichkeitsprüfung, Eine sozial- konstruktivistische Forschungsperspektive f.d. Psychologie, Bochum 1992

Zur Autopoiese:

Maturana, H.R. u. Varela, F.J.: Der Baum der Erkenntnis, München 1987

Zu erkenntnistheoretischen Grundüberlegungen:

Böhme, H. u. Böhme, G.: Das Andere der Vernunft, F.a.M. 1985

Engler, W.: Selbstbilder, Berlin 1992

Putnam, H.: Vernunft, Wahrheit und Geschichte, F.a.M. 1990

Rötzer, F. (Hrsg.): Denken, das an der Zeit ist, F.a.M. 1987